

Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Koel.)

(14. Fortsetzung.)

Endlich in einem neuen großen Teppichsaal in Mariabühl, wo sie im Schaufenster modischgefrägte Kleider sah, die weit weniger schön waren als ihr eigenes, kam es wieder anders. Der Geschäftsführer, ein langer, fader Mensch, befah das Kleiderstück oberflächlich, die Stückerin dafür aber genauer, und offenbar von ihrem Aussehen mehr beeinflusst als von ihrer Stückerfertigkeit, bestellte er das Vogelmuster gleich einhundertmal, in verschiedenen Farben auf verschiedenem Grunde gefärbt.

Wenn diese Kleider schön ausfielen, so könne sie mehr bekommen, denn sie seien eben mit der Auswahl ihrer Kleider beschäftigt, und im Falle sie zufriedengeht würden, könnte sie das ganze Jahr für sie arbeiten.

Auch das war offenbar ein glücklicher Zufall, denn überall sonst hätte man keine langjährigen Kleideranten. Aber dabei war Agnes sich doch bewußt, daß es ihr vorteilhaftes Aushilfsverhältnis war, welches hier mitwirkte, ihr die Arbeit zu verschaffen. Wäre sie häßlich gewesen, der Mensch hätte ihre Arbeiten vielleicht nicht einmal angesehen. Da der Auftraggeber sich aber durchaus nicht etwa zurechtfinden oder ted benahm, so hatte sie keine Ursache, sich gegen den Einfluß ihrer Schönheit aufzuklären. Sie nahm die Arbeit an und ging ganz zufrieden nach Hause.

Jetzt hatte sie also zu tun genug. Auch die Inhaberin des Handarbeitsgeschäfts gab ihr bei der Ablieferung der ersten Arbeiten wieder einige Andeutung, so daß Agnes sich große Mühe geben mußte, für beide Auftraggeber die nötige Zeit zu gewinnen.

Als sie das erste kleine Honorar in die Hand bekam, nahm sie sich ein Klopffarthenbuch und zahlte den Betrag ein. Es würde lange dauern, bis sie die Summe zusammenbrachte, die der Papa für sie gepostet hatte, die sie ihm zurückgeben wollte; aber sie hatte nun doch ein Ziel, auf das sie hinarbeiten konnte.

Martin quälte sie so lange, ihm zu sagen, was diese plötzliche Stimmung bedeuten sollte, bis sie es ihm verriet. Er fand die Sache bei sich sehr überflüssig, wollte ihr aber doch das Ziel ihres Strebens nicht tauben.

Zum Glück für ihre Gesundheit wurden die Aufträge, je mehr der Sommer fortschritt, immer spärlicher, und man verdröste sie auf den Herbst.

Agnes sah auch selbst ein, daß sie erst wieder kräftiger werden müsse, bevor sie tüchtig arbeiten könne, und deshalb fügte sie sich allem, was Martin ihr für ihre Gesundheit anordnete. Nur dazu wollte sie sich nicht verstehen, nach Triebenbrunn zu gehen, wohin die Gufst sie ein über das andere Mal einlud.

wertig, weil sie sich an die Herrlichkeiten Triebenbrunn so sehr gewöhnt hatte. Besonders an die üppige Kost. Die sonst so hagere Frau hatte sogar Fett angefaßt. Nichts schmeckte ihr mehr zu Hause. Die Milch war ihr zu dünn, die Butter zu weich. Sie, die dabei nicht einmal die nötigste Aufmerksamkeit für das Nahrungsmittelangebot zeigte, zeigte sich auf einmal sehr verwöhnt.

Auch sonst gefiel ihr manches nicht. Sie hatte das Zepter aus der Hand fallen lassen, und nun hatte das Hauswesen sich emanzipiert, und es war ihr nicht mehr möglich, die alte Macht in ihrem ganzen Umfang zurückzugewinnen. Die Lohsi war selbstständig geworden, ließ die Befehle ihrer Gnädigen verstoßen über sich ergehen und tat doch, was sie genöthigt war, und noch weniger lehrte Agnes unter die mütterlichen Fittiche zurück.

Frau Bärengruber wunderte sich unmäßig über das Verhalten ihrer „Lieblingstochter“, die nun ihre eigenen Wege ging und nicht mehr auf Schritt und Tritt gegängelt werden konnte.

Als sie entdeckte, daß Agnes eine hübsche Anzahl von Stunden täglich an der Nähmaschine saß und für Geld sticht, machte sie Standal und erklärte, das nicht dulden zu wollen. Es sei lächerlich! Dem Trauermichel seine Schwägerin und für Geld stichten! Das müsse sofort ein Ende haben. Aber ihr Mann hörte ihr gar nicht zu, und Martin, an den sie sich schließlich wandte, riet ihr, die Agnes gewöhnen zu lassen. Sie sei jetzt alt genug, um zu wissen, was sie tun oder lassen müsse.

„Ihr duldet das, du und der Vater, weil ihr kein Herz für sie habt!“ warf sie dem Sohne vor, doch dieser blinnte sie nur eigenmächtig an, so tomsich, daß ihr jedes weitere Wort im Munde erstarb und sie verwirrt lehrmachte.

Agnes sticht weiter. Sie hatte daher keine Zeit, mit der Mutter auszugehen, wann diese wollte, vormittags schon oder in den ersten Nachmittagsstunden. Solange noch gutes Licht war, blieb sie bei der Maschine. Sie hatte keine Lust zu den Spaziergängen mit der Mama, die immer auf eine Schaufensterreue und am letzten Ende in Einfälle ausliefen, die überflüssig waren, und noch weniger wollte sie die Besuche bei Tonen, Godeln, ehemaligen Nachbarn und Bekannten wieder aufnehmen. Sie war bis jetzt froh gewesen, daß alle diese Beziehungen unterbrochen waren.

Die Mutter, die es nicht so beständig zu Hause aushielte, mußte also allein gehen. War sie aber zu Hause und sie setzte sich in Agnes' Zimmer neben die Arbeitende auf einen gemüthlichen Plausch, an den sie von der Gufst her so gewöhnt war, so konnte sie sich die Lunge hinwegreden, ehe sie von der Agnes eine Antwort bekam, denn diese arbeitete dabei unverdrossen weiter, und das Maschinenrattern war den Herzenergüssen nicht günstig.

Nie ließ Agnes sich über die Vergangenheit aus und wollte Mama Bärengruber mal davon oder etwa von neuen Zukunfts Hoffnungen anfangen, dann bat die Tochter sie heftig, diesen Gegenstand ruhen zu lassen.

Das frühere Einbernehmen, so lange unterbrochen, ließ sich nicht mehr wiederherstellen. Es wollte sich mit der Agnes nichts mehr anfangen lassen, und die Mutter war doch eigens zu dem Zweck nach Hause zurückgekehrt, um ihre schöne Tochter jetzt erst recht günstig zu verheiraten. Wenn es mit rechten Dingen zuging, würde die Agnes auch noch auf den Richtigen treffen.

flagte Frau Bärengruber manchmal, wenn sie die Gebuld verlor. „Was soll denn aus dir werden, wenn du's so treibst? Da im dritten Stock heroben wird dich keiner finden?“

„Meinetwegen“, antwortete Agnes. „Mit dem Gedanken mußst du dich vertraut machen: Auf die Männerjagd geh' ich nicht mehr.“

Aber die Mutter wollte und wollte sich gerade mit diesem Gedanken nicht vertraut machen. Sie war gewöhnt, die Tochter zu beherrschen. Doch die Gufst nun tot, was sie gut dünkte, das war schließlich nur natürlich. Es ließ sich nichts dagegen sagen. Sie war trotzdem eine gute Tochter geblieben. Die Agnes dagegen, die mußte man ihr ausgewechselt haben. Rein als ob sie, die Mutter, die am meisten unter der Beschichte litt, irgendwie Schuld trüge!

Sie wollte sich nicht einmal das gefehen, daß sie durch ihre Fahrlässigkeit zum triftigen Zeitpunkt diesen Wechsel in Agnes' Wesen verschuldet hatte, sondern schrieb alles dem bösen Einfluß ihres Mannes zu, dem gegenüber sie es an mehr oder minder verletzten Vorwürfen nicht fehlen ließ.

Doch das alles machte die Sache nicht anders. Das Zusammenleben von Mutter und Tochter lenkte nicht wieder in die ehemaligen Bahnen zurück, und Frau Bärengruber bedauerte innerlich, daß sie zurückgekehrt war.

Die andern hätten sich auch wohl befunden, wenn sie in Triebenbrunn geblieben wäre.

Nie im Leben hatte sie gern Briefe geschrieben, jetzt hingegen schrieb sie mehrmals die Woche lange Vitaneien an Gufst, um sich zu betlagen, daß sie im eigenen Hause gar nichts mehr gelte, und daß die Wannsbilder Bärengruber sen. und jun. der Agnes den Kopf so verdreht hätten, daß nicht mehr mit ihr auszukommen sei.

Gufst antwortete tröstend. Es war, als ob man ihr gewöhnliches Röhren zwischen den Zeilen hervorbringen höre: Die Mama solle sich nur keine grauen Haare wachsen lassen, es werde sich noch alles zum besten wenden. Sie möge die Agnes nur in Ruhe lassen; es werde sich schon bei ihr auch manches geben. Sie und der Trauermichel, sie wollten diesen Spätherbst nach dem Süden gehen, weil man, wenn man nicht einen Winter an der Riviera zugebracht hat, doch gar so sehr der Nimmund ist. Und da habe der Karl schon gesagt, sie wollten die Agnes mitnehmen. Die würde an den Orten, wo so viele reiche und geschmackvolle Leute zusammenkämen, gewiß eine Bekanntschaft machen, die die Mama weiterer Sorgen für sie entheben würde. Der Trauermichel würde schon darauf schauen, daß es diesmal kein Talmitadallier sein würde.

„Dann bleib' ich ganz allein zu Hause!“ dachte die Mutter unzufrieden. Sie war von dem Vorschlag nicht sehr erbauet. Der Trauermichel hatte ja so viel Geld; er konnte wohl die Agnes und sie mitnehmen. Doch wollte sie sich drein ergeben und nahm für gewöhnlich an, daß die Agnes sich diesmal nicht lange bitten lassen würde.

der Sommer vergangen. Er lebte still und gedrückt sein tägliches Leben ohne andre Erregungen als die des Berufes, ohne Gedanken an eine Aenderung.

Er hatte auch dieses Jahr wieder die gewisse Karte erhalten, die ihm mittelste, daß die Professorin Hinterholzer ihren alten Gesellschaftstag beibehalten hatte und seinen Besuch erwartete, aber er war noch immer nicht schlüssig: sollte er sich Mila Ludwig nähern oder nicht? Und immer mehr ihm der Gedanke, daß ein andrer dieses Mädchen liebe, sich diese Frage mit einem entschlossenen Ja zu beantworten. Man konnte einem andern ein Mädchen rauben, wenn man dadurch selbst beglückt wurde und beglückte. Er aber würde sicherlich durch den Besitz des jungen Mädchens nicht so glücklich wie der andre unglücklich.

Eines Tages, als er es mit sich ausgemacht hatte, daß es nun an der Zeit sei, der Professorin seinen Besuch zu machen, weil sie doch jedenfalls nichts dafür könne, wenn er Mila Ludwig nicht heiraten wolle, empfing ihn Hinterholzer mit einem lornisch grimmigen Blick.

„Ja, ja“, sagte er mit bedeutungsvollem Nicken, „so geht's, wenn man sich so lange befindet. Die kleine Ludwig haben Sie sich nun glücklich entgehen lassen, und die wäre doch so was für Sie gewesen.“

„Ich habe sie mit enigen lassen?“ fragte Christian. „Also ist sie...“

„Noch nicht verlobt“, entgegnete Hinterholzer, „aber da sich sonst niemand um sie gemeldet hat, hat sie sich entschlossen, einem zu gehören, der sich schon lange um sie benorren hat... einem Angefesselten Linders.“

„Herrn Schmieden also?“

„Sie kennen ihn?“

„Ja, es ist der, den sie neigedrunge heiraten mußte“, entgegnete Christian heiter. „Das war in den Sternen geschrieben.“

er schon weit. Im leichten Nebel eines späten Septembertages stieg er auf der Station Girschel aus und bemerkte sofort auf dem Bahnhofe den kurzen, dicken Apotheker, der sich sehr nett, ja, elegant trug. Planter war dafür bekannt, daß er in der öden Kleinstadt immer so daherging, als blüde das Getimmel der Großstadt auf ihn.

„Ehe Fe noch ein Wort zusammen gesprochen hatten, las Christian in den Mienen des andern, daß der Onkel tot war, und auf seine erste Frage erhielt er eine dies bestätigende Nachricht.“

„Umgefallen ist er wie ein Stein“, erzählte Planter. „Er war eben teim gewesen, und wir haben miteinander geplaudert wie sonst... Nichts fehlte ihm... Dann geht er davon, heiter, abnunglos... Wer soll's denken, daß es die letzten Worte waren, die wir miteinander gewechselt hatten! Eine Viertelstunde später kommt die Magd von drüben gekürzt. Der Herr ist umgefallen, wie er sich eben zu Tisch setzen wollte, und rührt sich nicht mehr... Ich laufe hinüber... Dr. Kruth kommt eben auch, weil die Wondratschel zu ihm gelaufen war...“

Den Toten haben sie auf der Erde liegen lassen, die Weibsbilder, in ihrer heillosen Angst. Kruth und ich und noch ein Mann, wir hatten große Mühe, den Armen vom Boden aufzuheben und auf das Sofa zu legen. Der Doktor sah gleich, es sei nichts mehr zu machen. Dennoch machte er Wiederbelebungsversuche, aber der arme Randa war schon längst drüben.

Kruth tritt der Tod den Menschen an. Ich versichere Ihnen, es ist fürchterlich, dieses Weggerissenwerden. Wir sind noch ganz krank, der Kruth und ich... Wir waren doch ein Trifolium! Er wird uns sehr abgeben!“

„Beim Tarockspielen!“ dachte Christian mit unwillkürlicher Ironie.

Da das Städtchen sehr nahe war, gingen sie unter der warmen Mittagssonne durch die Ebereschentalen in ihrem roten Fruchtschmud dem Marktplat: des Ortes zu, einem teilmweise noch mit „Lauben“ geschmückten Ring, auf dem das Haus des Toten ebenso wie dasjenige des Doktors und die Apotheke stand.

Es war ein langer Platz mit einem alten, schwarzgrauen Sandsteinbrunnen in der Mitte und zwei hohen Säulen mit Heiligenstatuen an dem Ende, wo sich das Haus des Doktors befand. An dem andern Schmalende gegenüber lag das Apothekershaus, mit einem kleinen Erker geschmückt; zwischen diesen Schmalseiten, auf der neomodischen Seite des Ringes, wo die Lauben schon verschwunden waren, erhob sich blauegetüncht das einfache, aber nette Haus, das dem Bürgermeister Dr. Randa, Christian's Onkel, gehörte.

Christian wollte gleich hinüber, aber der Apotheker redete ihm ab. Erst solle er etwas essen. Und dann da drüben, die Wondratschel, die treibt's. Da wird Ihnen gleich übel, wenn Sie ihr zuhören. Wir haben nämlich noch gefest nach Randa's letztem Willen gesucht, Kruth und ich. Man konnte nicht wissen. Vielleicht hatte der Selige befondere Wünsche für sein Begräbniß. Es hat sich aber nichts gefunden. Sie verstehen mich, Herr Doktor, was das bedeutet für die Wondratschel und für Sie? Er scheint gar kein Testament gemacht zu haben. Darüber jammert sie jetzt. Denn wenn kein letzter Wille da ist, geht sie leer aus.“

voller Jahre vor ihr. Christian suchte sie zu beruhigen.

„So lange Sie leben, soll es Ihnen an nichts fehlen.“

„Aha!“ antwortete sie höhnisch. „Gehst du haben Ihnen der Planter und der Kruth schon gesagt, daß ich's nicht mehr lang mach'... Da haben Sie leicht versprochen. Aber wenn auch Testament war da! Darauf nehm' ich die Hofstie!“

Christian gab ihr seine Antwort mehr, sondern ging zu seinem Onkel. Er war in einem sonst wenig benutzten Schlafzimmer aufgebracht worden, und die hohen Kerzen brannten in den hellen Tag hinein.

Die starke, kurze Figur hatte sich im Tode gestreckt, die Züge waren nicht entstell, hatten aber etwas Verschlossenes. Sie bewahrten noch im Tode ihr Geheimnis, und Christian konnte nur ahnen, daß sein Onkel sich in letzter Zeit doch mit dem Gedanken getragen haben mußte, sein Besitztum nicht einer Fremden, sondern seinem natürlichen Erben zu hinterlassen.

Eine Kommission, der sich im Interesse der Wondratschel auch der Pfarrer anschloß, untersuchte nach dem Begräbniß noch einmal das ganze Haus des Verstorbenen, aber ein Testament fand sich nicht vor, und es war klar, daß der Verstorbene es nirgends anders als in seinem Schreibtisch aufgehoben hätte, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre.

Es blieb kein Zweifel mehr: Christian war der einzige Erberechtigte. Da die Wondratschel in dem Hause allein ohnehin nicht bleiben wollte, wurde alles verschlossen und versiegelt, doch die Wertpapiere durfte er, nachdem ihr Betrag gerichtlich festgesetzt war, mit sich nehmen. Es waren deren mehr, als er vorausgesehen, und der in die Verhältnisse seines Onkels sehr gut eingeweihte Apotheker versicherte ihm, daß der ganze Wert seiner Erbschaft sich immerhin nach Abzug der Steuern auf etwa 50,000 Kronen belaufen würde.

Als Christian nach Wien zurückkehrte, befand er sich im Besitze eines Bantontos, auf das er niemals gerechnet hatte.

Der Apotheker hatte es für ihn übernommen, alles Nötige zu besorgen, und ihn beauftragte Christian auch damit, der Wondratschel monatlich eine ausreichende Summe für ihren Lebensunterhalt auszugeben. Was die Verlassenschaftsabhandlung erledigt war, beachtliche Christian, das Haus zu verkaufen und die besten Stücke des Mobiliars nach Wien überführen zu lassen, um sich damit eine Wohnung einzurichten.

Hinterholzer, dem er diese Absicht mitteilte, stimmte ihm lebhaft zu.

„Unter Ihren jetzigen Umständen brauchen Sie nicht länger im Spital zu bleiben... Wenn Sie eine Weile zusehen können, erhalten Sie Preis genug... Ich empfehle Sie schon. Sie werden sehen, von Neujahr an sind Sie in fünf bis sechs Familien mit einig dotternden Kindern Hausarzt... Jetzt können Sie bald eine Familie gründen.“

„Der die Mila haben Sie sich schon verheiratet...“

„Uebrigens werde ich dennoch durch meine Frau die Kinder für Sie präparieren lassen. Sie tut das für ihr Leben gern, jemanden „managen“...“

Und wenn Sie auch nicht ihre Nichte geheiratet haben, kann sie Sie doch ihren Bekannten empfehlen... Na, es wird schon gehen.“

Christian wünschte, daß Hinterholzer Wort halten würde, denn sein Interesse für ihn hatte sich noch nicht verkleinert, und selbst wenn die Praxis sich nicht so rasch einstellte, konnte er es doch wagen, sich zu etablieren. Nur bis Neujahr wollte er noch im Spital bleiben.

Eine Wohnung taunte und mußte man aber früher suchen. Martin half ihm getreulich dabei.

Auf Hinterholzers Rat begannen sie ihre Suche im neunten Bezirk, nicht gerade dort, wo die Allerreichsten wohnten, aber doch in den besseren Straßen. Hier fanden sie aber alle erträglichen und genügend geräumigen Wohnungen so teuer, daß sie bis zur Donauuferlande wanderten, wo die Häuser auch noch zum neunten Bezirk gehörten, frische Luft und eine freie Aussicht über den Donaukanal und auf das Rahlgengebirge genossen, die Mietzinse aber nicht so hoch waren.

Hier entschied sich Martin für eine im zweiten Stock befindliche Wohnung, die aus einem hübschen Mittelzimmer und zwei einseitigen Seitenzimmern bestand, nett hergerichtet war und schon zum November frei wurde. Da Christian die Aussicht hatte, daß in Girschel bald alles geordnet sein würde, so daß er die nötigen Möbel nach Wien transportieren lassen konnte, würde man die Wohnung nach und nach einrichten, und mit dem neuen Jahre konnte Christian einziehen.

In der Mitte des Winterzimmers, rechts das Ordinationszimmer, links dein Schlafzimmer“, teilte Martin ein. „Eine Frau fände da wohl kaum Platz. Na, du hast ja auch keine Absichten... Also jetzt nur her mit den Möbeln... Du brauchst dich um gar nichts zu kümmern. Ich ordne dir alles.“

(Fortsetzung folgt.)